

KRIMINALITÄTSOPFER

Gefangene der Furcht?

• Werner Greve und Daniela Hosser

Ältere Menschen fühlen sich häufig von Kriminalität besonders bedroht. Doch Untersuchungen zeigen: Sie werden weitaus seltener Opfer von Kriminalität als jüngere Menschen.

Die Kriminologie hat die Bedrohung älterer Menschen durch Kriminalität erstaunlich spät als Thema entdeckt. Erst in den siebziger Jahren zog die Gruppe der älteren Menschen größere Aufmerksamkeit auf sich, nicht zuletzt aufgrund eines etwas überraschenden Befundmusters. Die Fachleute hatten zunächst erwartet, daß ältere Menschen bedingt durch ihre körperliche Konstitution besonders »bequeme« Opfer und damit besonders oft Betroffene von Kriminalität seien. Obendrein würden sie, so nahm man an, ihr Viktimisierungsrisiko unterschätzen und sich infolgedessen vielfach unvorsichtig verhalten. In der Realität zeigte sich jedoch ein ganz anderes, mittlerweile auch international vielfach bestätigtes Befundbild: Alte Menschen werden in bezug auf fast alle Deliktbereiche weitaus seltener Opfer von Kriminalität als Jüngere (für die BRD: Ahlff, 1993; Kawelowski, 1995; Wetzels et al., 1995). Sowohl für Eigentums- als auch für Körperverletzungsdelikte gilt, daß das statistische Risiko mit dem Alter z.T. deutlich abnimmt. Die einzige Ausnahme stellt notorisch der Handtaschenraub dar, von dem Ältere etwas mehr betroffen sind; und sogar hier deuten aktuelle Zahlen auf eine abnehmende Gefährdung hin.

Die eigentliche Überraschung bestand dann aber in einem zweiten, ebenfalls hartnäckig (und ebenfalls seit den siebziger Jahren international) vielfach replizierten Befund: Ältere Menschen haben ungeachtet ihres niedrigeren Risikos anscheinend deutlich mehr Kriminalitätsfurcht als Jüngere (Boers, 1991). Dieses etwas widersprüchlich erscheinende Muster war spätestens Mitte der achtziger Jahre als das sogenannte »Viktimisierungs-Furcht-Paradox« in der kriminologischen Literatur zum Allgemeinwissen

avanciert (vgl. z.B. den Übersichtsartikel von Hale, 1996). Neuere Befunde zeigen jedoch, daß erhebliche Zweifel an beiden Seiten dieses sogenannten »Paradoxes« angebracht sind (zum folgenden ausführlich: Greve, Hosser & Wetzels, 1996).

Werden Ältere seltener Opfer? Ja, aber ...!

So bleibt sowohl in offiziellen Statistiken als auch in den meisten Opferbefragungen der Bereich der Opfer- und Gewalterfahrungen im engeren sozialen Kontext, insbesondere innerhalb der Familie fast völlig unberücksichtigt. Jedoch sprechen Dunkelfeldbefragungen dafür, daß die Bedeutung der häuslichen und familiären Gewalt im Verhältnis zur »öffentlichen« Kriminalität mit dem Alter steigt (Wetzels & Greve, 1996). Zweitens berücksichtigen aktuelle Statistiken nicht, daß Ältere mit höherer Wahrscheinlichkeit über ihre gesamte Lebensspanne hinweg betrachtet mit höherer Wahrscheinlichkeit als Jüngere in ihrem Leben überhaupt schon einmal Opfer eines Verbrechens geworden sind. Dies in Rechnung gestellt, wird man aber sagen müssen, daß ältere Menschen meist wissen, wovon sie reden, wenn sie angeben, sich vor Kriminalität zu fürchten. Warum dann also die höhere Furcht alter Menschen?

Haben Ältere mehr Furcht? Viele Antworten auf eine einfache Frage

Auch auf die Frage, ob alte Menschen tatsächlich mehr Kriminalitätsfurcht haben als Jüngere, gibt es mehrere, zum Teil sehr unterschiedliche Antworten. Die erste

könnte man die Standardantwort nennen. Sie greift auf die Standardfassung von Kriminalitätsfurcht zurück, die bei in der ganz überwiegenden Mehrheit der Studien zugrundegelegt wurde: »Wie sicher fühlen Sie sich oder würden Sie sich fühlen, wenn Sie hier in dieser Gegend nachts alleine draußen wären?« (vgl. zum Überblick und Kritik etwa Boers, 1991). Wenn man so fragt, dann steigt, auch in aktuellen Studien, Kriminalitätsfurcht im Alter tatsächlich. Jedoch ist dabei die *absolute* Höhe der Furcht alles andere als beängstigend, denn der Mittelwert der Antworten liegt auch bei älteren Menschen bei »ziemlich sicher«. Das bestätigt sich, wenn man andere Erfassungsformen der Kriminalitätsfurcht damit vergleicht. Beispielsweise danach befragt, wie *häufig* sie Furcht vor einer Opferwerdung in Beispielsweise wurde im KFN-Survey nach der Häufigkeit von Furchtregungen in bezug auf verschiedenen Deliktbereiche empfinden (z.B. Diebstahl, Gewalt, Raub/Überfall), antworten ältere Menschen im Mittel, daß sie nur gefragt. Auch dabei liegt das mittlere Antwortniveau bei »selten« Furcht verspüren. Hinzu kommt, daß gerade für ältere Menschen andere Sorgen im Mittelpunkt stehen, vor allem Fragen der Gesundheits- und Pflegevorsorge, der Alterssicherung und der Sorge um Partner und nächste Angehörige. Die Angst vor einem Überfall rangiert demgegenüber etwa auf der Höhe der Sorge vor einem neuerlichen Krieg oder vor Umweltkatastrophen. Also alles blinder Alarm?

Dies denn doch noch nicht: Der »Standardbefund« ist ja bis hierhin nur relativiert, aber nicht wirklich entkräftet. Spätestens an dieser Stelle wird nun aber eine Diskussion darüber unabweislich, ob einzelne Fragen wie die »Standardfrage« tatsächlich eine angemessene Erfassung von Kriminalitätsfurcht darstellen (vgl. auch Bilsky, 1996). Aus emotionspsychologischer Sicht sind Zweifel hierüber mehr als angebracht; Furcht ist sicher kein eindimensionales Konstrukt. Mindestens lassen sich affektive (Furchtempfindungen), kognitive (Einschätzung einer Situation als gefährlich oder bedrohlichfurchterzeugende Gedanken) und verhaltensbezogene Furchtfacetten von Furcht voneinander unterscheiden. Berücksichtigt

man dies auch bei der empirischen Erfassung, zeigt sich ein außerordentlich interessantes und alles andere als »paradoxes« Bild (vgl. Greve, Hosser & Wetzels, 1996). Hinsichtlich der *Häufigkeit* von Furchtempfindungen unterscheiden sich nämlich die Altersgruppen praktisch überhaupt nicht, und auch in bezug auf die subjektive Wahrscheinlichkeit, Opfer von Kriminalität zu werden, zeigen sich nur sehr kleine Altersunterschiede. Besonders interessant ist hierbei, daß sich jenseits der Fünfzig sogar ein tendenzielles Absinken des subjektiven Opferrisikos andeutet. Dies belegt, daß Ältere keineswegs »irrationale« Vorstellungen von ihrer Gefährdung haben, sondern vielmehr die statistische Verringerung des Risikos durchaus registrieren. Gleichzeitig jedoch zeigt sich hinsichtlich des Furcht- Sicherheitsverhaltens ein deutlicher, kontinuierlicher und statistisch bedeutsamer Anstieg mit dem Alter: je älter eine befragte Person ist, desto ausgeprägter ist ihr Vorsichtsverhalten.

Damit aber ist, man kann es nicht anders sagen, das »Paradox« schlicht vom Tisch. Denn wenn als einziger Furchtindikator lediglich das Furchtverhalten mit dem Alter ansteigt, dann steht das nicht im Widerspruch mit dem geringeren statistischen Opferrisiko älterer Menschen, sondern erklärt es: Wer vorsichtiger ist, den wird es seltener treffen. Und damit klärt sich zugleich auch die bisherige Befundlage, denn die Standardfrage bezieht sich ja ebenfalls auf einen sehr verhaltensnahen Aspekt von Furcht: »nachts, draußen, alleine«!

Die Vernunft der Vorsicht: Safety first!

Warum aber verhalten sich ältere Menschen vorsichtiger als jüngere? Liegt womöglich hier immer noch ein kleines »Paradox« versteckt? Wenn sie ihr Risiko zutreffend einschätzen und sich auch nicht häufiger fürchten: woher die Vorsicht? Wir wissen derzeit noch nicht viel darüber, aber einige Antworten liegen aus gerontologischer Sicht auf der Hand. Zunächst ist sehr davor zu warnen, ein zurückgezogeneres Verhalten älterer Menschen vorzeitig als »ängstlich« zu deuten; auch die berichteten Befunde zur Furchthäu-

figkeit legen eher das Gegenteil nahe. Es gibt für das Unterlassen abendlicher Spaziergänge im Park, das Vermeiden von Straßenbahnen in der Dunkelheit etc. bei Älteren zahlreiche andere Gründe, beispielsweise auch physische Schwächen und Krankheiten.

Dies verdeutlicht zugleich, daß ältere Menschen, wenn sie sich vorsichtiger verhalten als jüngere, dafür einen guten Grund haben: Sie sind aufgrund ihrer körperlichen Konstitution und ihres Gesundheitszustandes zumeist wehrloser und gebrechlicher. Ein Handtaschenraub beispielsweise, bei dem eine ältere Frau durch einen Sturz verletzt wird, kann für sie unter Umständen neben dem Verlust der Tasche selbst auch gravierendere und längerfristige gesundheitliche Folgen haben; Brüche etwa heilen im Alter schwerer und langsamer. Auch sind Ältere vielfach finanziell schlechter gestellt, können also auch den finanziellen Verlust schwerer kompensieren als jüngere, im Erwerbsleben stehende Personen. Mit einem Wort: Ältere sind verletzlicher. Die Vorsicht älterer Menschen wäre dann keineswegs ein Zeichen von »irrationaler« Angst, sondern ganz im Gegenteil ein den Umständen angepaßtes und insofern funktionales Verhalten, das im großen und ganzen auch tatsächlich die erwünschten Effekte (eben ein faktisch verringertes Opferrisiko) hat. Dies wiederum wird, wie die Befunde zum subjektiven Opferrisiko zeigen, von den Älteren zutreffend auch so wahrgenommen. Alte Menschen sind also alles andere als »Gefangene der Furcht«. Das Viktimisierungs-Furcht-Paradox in seiner tradierten Form kann schlicht zu den Akten gelegt werden.

Allerdings ist zu bedenken, daß es, auch bei den älteren Menschen, Personen mit hoher Kriminalitätsfurcht gibt, deren Lebensqualität dadurch erheblich eingeschränkt wird. Ihre Sorgen ernstzunehmen, ist weiterhin geboten. Für sie, insbesondere für tatsächlich Betroffene, muß es mehr und gezieltere Unterstützungsangebote auch in institutionalisierter Form geben. Darüber hinaus ist natürlich die Einschätzung, daß die zunehmende Vorsicht älterer Menschen im Hinblick auf ihr Verhalten angemessen und vernünftig sei, nicht etwa so zu verstehen, daß dies ein insgesamt

akzeptabler und unproblematischer Zustand sei. Ganz im Gegenteil darf es natürlich nicht hingenommen werden, daß Menschen in ihrer Bewegungsfreiheit durch Handlungen oder Drohungen anderer substantiell eingeschränkt werden. Selbstverständlich ist gerade hier politisches und soziales Handeln gefordert.

Dies ändert freilich am Fazit nichts: Die Geschichte, die man zum Thema Kriminalitätsfurcht erzählen muß, ist erheblich komplexer, als simple Slogans es suggerieren. Zum Ausgleich dafür ist sie plausibler, und sie räumt überdies mit schädlichen und einseitigen Klischees in bezug auf ältere Menschen (»irrationale Ängste!«) gründlich auf. Freilich wird ein solches Verständnis von Kriminalitätsfurcht auch die Folge haben, daß das Konzept kriminalpolitisch weniger leicht handhabbar wird. Der Sachlichkeit der Debatte kann das nur nutzen. Für eine wahlkampfaktische oder andere politische Instrumentalisierung des Themas Kriminalitätsfurcht gibt es aus wissenschaftlicher Perspektive keine Argumente.

Dr. Werner Greve und Daniela Hossler sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen, Hannover

Literatur

- Ahlf, E.-H. (1994). Alte Menschen als Opfer von Gewaltkriminalität. *Zeitschrift für Gerontologie*, 27, 289-298.
- Bilsky, W. (1996). Die Bedeutung von Furcht vor Kriminalität in Ost und West. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, 79, 357-372.
- Boers, K. (1991). *Kriminalitätsfurcht*. Pflaferweiler: Centaurus.
- Greve, W., Hossler, D. & Wetzels, P. (1996). *Bedrohung durch Kriminalität im Alter. Kriminalitätsfurcht älterer Menschen als Brennpunkt einer Gerontoviktimologie*. Baden-Baden: Nomos.
- Hale, C. (1996). Fear of crime: A review of the literature. *International Review of Victimology*, 4, 79-150.
- Kawelowski, F. (1995). *Ältere Menschen als Kriminalitätsoffer*. Wiesbaden: Bundeskriminalamt.
- Wetzels, P. & Greve, W. (1996). Alte Menschen als Opfer innerfamiliärer Gewalt – Ergebnisse einer kriminologischen Dunkelfeldstudie. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 29, 191-200.
- Wetzels, P., Greve, W., Mecklenburg, E., Bilsky, W. & Pfeiffer, C. (1995). *Kriminalität im Leben alter Menschen*. Stuttgart: Kohlhammer.

PRÄVENTION

Hauptsache: Erfolg

• Robert Northhoff

Amerikanische Präventionsstrategien zeigen Erfolge – doch aus rechtsstaatlicher Sicht sind sie nicht unproblematisch. Unter kriminalpräventiven Gesichtspunkten ist Deutschland ein Entwicklungsland. Wer den aktuellen Stand der anwendungsorientierten Forschung und der Projektumsetzung kennenlernen will, tut gut daran, einen Blick über den Atlantik zu werfen.

HOW SEVEN CITIES DID IT ist der einprägsame, aber auch Mut machende Titel einer Veröffentlichung des Crime Prevention Council in Washington, und er beschreibt die Projekte in sieben texanischen Städten. Diese Projekte sind gewissermaßen eine Antwort auf starke repressive Tendenzen; denn das Gefängnisssystem des Staates Texas dürfte derzeit etwa gleich viele Personen verwalten wie die Regierung des Staates Wyoming. Die Ansätze setzen ihre Schwerpunkte auf interdisziplinäre kommunalpräventive Projekte vor Ort. So stehen in Fort Worth, einer der sieben Städte, Maßnahmen der Polizei, der Housing Authority, der Schulen, der Sozialarbeit, der Kinder- und Altenbetreuung und der Verbesserung des Transportwesens im Vordergrund. Dabei setzen die Bürgermeister auch auf das traditionell große ehrenamtliche Engagement vieler Amerikaner. Schätzungen sprechen davon, daß jeder zweite Amerikaner irgendwann einmal ehrenamtlich für die Gemeinschaft tätig wird. Die Ergebnisse sprechen für das Programm: Zwischen 1992, dem Jahr der Implementation des Programms, und 1995 fiel in East Fort Worth die registrierte Kriminalität bezogen auf Tötungsdelikte von 46 auf 24, bezogen auf Vergewaltigungen von 128 auf 52, bezogen auf Raub von 744 auf 370 und bezogen auf aggressive Übergriffe von 1308 auf 568 Fälle, was einem Rückgang um etwa 50 % und mehr entspricht; Fort Worth kann damit für sich in Anspruch nehmen, die Stadt mit dem größten Rückgang der Kriminalität in den USA zu sein.

WEED AND SEED ist eine der hinter diesen Programmen stecken-

den, überwiegend primärpräventiven, also an den sozialen Wurzeln anpackenden, Strategien. Der rustikale Name ist bewußt eingängig, allerdings auch vereinfachend. Denn dahinter verbirgt sich zumeist ein mehrwöchiger Großeinsatz von örtlicher Polizei, FBI, DEA, SWAT und anderen Spezialeinheiten, die die ausgewählten Stadtviertel durchkämmen und gesuchte Straftäter verhaften. Und das »Säen« steht für einen organisierten und kombinierten Einsatz von Kräften der sozialen Arbeit, die, unterstützt durch wissenschaftliche Begleitprogramme, mit einer großen Anzahl von kommunalen, ehrenamtlichen und schulischen Projekten soziale Defizite abbauen und kriminalitätsfreie Lebensformen fördern wollen. In dieser Zeit des »Säens« tritt die Polizei ins zweite Glied zurück, bleibt aber wie in New Orleans als COPS – Community oriented Policing Squad – in kleinen Polizeisubstationen in den sozialen Brennpunkten präsent. Die Polizeibeamten, die dort arbeiten, haben sich freiwillig gemeldet, häufig sind es Afroamerikaner, die »back to the roots« den Ihren helfen wollen und mit ihnen auch schon einmal freitags abends um 11 Uhr ein Streetball-Turnier auf den Parkplätzen vor ihren Häusern veranstalten.

Auch die bekannte BROKEN WINDOW-Theory scheint insbesondere in den amerikanischen Slums immer größere Bedeutung zu erlangen. Dahinter steckt die u.a. vom amerikanischen Kriminologen Kelling beschriebene Erfahrung, daß heruntergekommene Stadtviertel mit zerbrochenen Autofenster-scheiben und verlassenen Häusern häufig von Drogendealern und Ju-